

Gender Mainstreaming und die Kommunikation

Gender Mainstreaming bedeutet, bei allen gesellschaftlichen Vorhaben die unterschiedlichen Lebenssituationen und Interessen von Frauen und Männern von vornherein und regelmäßig zu berücksichtigen. Grundlage dieser Forderung ist die Prämisse, dass es „keine geschlechtsneutrale Wirklichkeit“ gibt.

Wir wollen im Folgenden klären, was mit dieser Forderung genau gemeint ist und wie sie sich auf der konkreten Ebene der Gespräche mit Kundinnen und Kunden sowie mit Kollegen und Kolleginnen in Verwaltungen umsetzen lässt.

1. Was bedeutet Gender Mainstreaming?

Gender kommt aus dem Englischen und bezeichnet die gesellschaftlich, sozial und kulturell geprägten Geschlechtsrollen von Frauen und Männern.

Es wird also vorausgesetzt, dass **sozial** geprägte Geschlechterrollen existieren, die - anders als das biologische Geschlecht - erlernt wurden und damit auch veränderbar sind.

Unklar ist in diesem Zusammenhang allerdings das genaue Verhältnis zwischen beiden. Möglicherweise lässt sich dieses Verhältnis auch gar nicht präzise bestimmen, weil jedes biologische Geschlecht gesellschaftlich bedingt ist und umgekehrt jedes soziale Geschlecht biologisch determiniert wird. Wir werden sehen, dass dieser Punkt gerade bei der Frage nach der Veränderung sozialer Rollen immer wieder zu berücksichtigen sein wird.

Mit dem Wort „Mainstream“ bezeichnen wir inzwischen auch im Deutschen den kulturellen Geschmack einer großen Mehrheit. Er steht zumeist im Gegensatz zum Geschmack von Subkulturen oder von kulturellen Minderheiten.

Mit **Mainstreaming** wird im Englischen der Versuch bezeichnet, etwas, das **noch nicht** Mainstream ist, zum Mainstream zu **machen**. Das gilt vor allem für den Umgang mit benachteiligten Gruppen. Dabei soll eine bestimmte inhaltliche Vorgabe, die bisher noch kein wesentlicher Bestandteil (politischen) Handelns war, zu einem solch zentralen Punkt werden.

Während also das Wort Mainstream einen sozialen Zustand beschreibt, meint Mainstreaming eine bestimmte Form sozial-politischen Handelns. Durch Gender Mainstreaming soll folglich die Betrachtung der sozialen Geschlechterrollen zum Mainstream, also zu einer selbstverständlichen Handlung und Reflexion der Mehrheit gemacht werden.

2. Wie hängen Gender Mainstreaming und Kommunikation zusammen?

Wie jede andere Rolle auch stellen sozial geprägte Geschlechterrollen **Erwartungshaltungen** dar, die an den Inhaber einer gesellschaftlichen Position gestellt werden.

- „Von einem Bäcker erwarte ich, dass er ...“, „Von einer Führungskraft erwarte ich, dass sie ...“
- „Von einem Mann erwarte ich, dass er ...“, „Von einer Frau erwarte ich, dass sie...“

Allein schon diese einfachen Beispiele zeigen: immer wenn wir uns klar machen, was wir von jemanden erwarten – wie also sein Rollenbild aussieht – formulieren wir Sätze wie die folgende, kommunizieren wir also – und sei es nur mit uns selbst.

Soziale Erwartungshaltungen oder Rollenbilder sind demnach in unseren neuronalen Netzen **kommunikativ** verankert. Damit soll allerdings ihre emotionale und biologische Ladung nicht geleugnet werden. Wir können uns allerdings jene Rollen und diese Ladung nur über Sprache bewusst machen und uns mit anderen darüber verständigen.

Wir kommen damit auf die obige Vermischung von Biologie und Gesellschaft wieder zu sprechen: das Wort „Mutter“ z.B. und die mit ihm verbundenen Erwartungen an das Handeln und Aussehen einer Person, die diese Rolle spielt, enthält eine ganz andere emotionale Ladung als das Wort Bäcker mit seinem entsprechenden Rollenbild. Aber wenn wir uns über diese Ladung unterhalten, bewegen wir uns im Medium der Sprache – also im Kontext einer sozialen und nicht einer biologischen Konstruktion.

Deshalb spielt die sprachliche Kommunikation, also der sinnhafte Austausch sozial kodifizierter Zeichen mit dem Ziel der zwischenmenschlichen Verständigung, bei der Entstehung, dem Erhalt und der Veränderung sozialer Rollenbilder eine entscheidende Rolle.

Es ist deshalb naheliegend, wenn wir bei der Frage nach unseren geschlechtlichen Rollenbildern bei der Kommunikation ansetzen und fragen, ob und wie Männer und Frauen im beruflichen Alltag geschlechtsspezifisch kommunizieren und damit ihre Rollenbilder tradieren.

Diese Frage zu stellen ist auch deshalb wichtig, weil Rollenbilder schnell zu Stereotypen erstarren. Stereotypen sind Erwartungshaltungen, die zu quasi biologischen Eigenschaften zementiert wurden. Sie werden einem nicht als Inhaber einer sozialen Position, sondern als Mitglied einer sozialen, religiösen, ethnischen oder geschlechtlichen Gruppe zu gesprochen.

Während die Rollenerwartung noch als Erwartungshaltung kommuniziert wird („Ich erwarte von Dir ...“), kommt der Stereotyp als personelle Eigenschaft daher „Als Frau bist Du ...“. Dabei tendieren gerade Stereotype zu grober Vereinfachung: wird die Eigenschaft einem Geschlecht zugewiesen, so wird sie dem anderen ebenso unterschiedslos abgesprochen.

Von hier aus ist es u.E. immer wieder wichtig, sich eigene Stereotypen zu verdeutlichen und ggf. kritisch zu reflektieren.

3. Zur Geschichte der geschlechtsbezogenen Sprachforschung

Im Laufe der gut 30-jährigen Geschichte der linguistischen Geschlechterforschung haben drei Modelle einander abgelöst:

Das feministische **Defizit-Modell** der 70er Jahre betrachtete und kritisierte den weiblichen Kommunikationsstil als eine Konsequenz der gesellschaftlich unterprivilegierten Rolle von Frauen. Gemäß dem Defizit-Modell wurden Frauen aufgefordert, ihren als unterwürfig interpretierten Sprachstil zugunsten eines machtvolleren (männlichen) Kommunikationsverhaltens abzulegen.

Mitte der 80er Jahre begann sich das **Differenz-Modell** zu etablieren, das die Besonderheiten des weiblichen Kommunikationsverhaltens nicht als Defizite, sondern oftmals gerade als besondere Stärken betrachtete. Demnach sollten etwa die dem weiblichen Sprachverhalten zugeschriebene größere Offenheit und die stärkere Adressatenorientierung eine effizientere Kommunikation begünstigen. Teilweise wurden Frauen dann gleich als die besseren Kommunikatoren hochgelobt.

Der in den 1990er Jahren eingeführte **doing-gender-Ansatz** hält den beiden eben genannten Ansätzen vor, von einem dichotom fixierten Geschlechter-Konzept auszugehen: Mannsein oder Frausein werden als feste Größen vorausgesetzt, die das Sprachverhalten als abhängige Variable beeinflussen.

Dagegen kehrt doing-gender die Perspektive um und untersucht, inwieweit durch das Sprachverhalten als unabhängiger Variable überhaupt erst Verhältnisse geschaffen werden, in denen wir uns selbst und andere dann als "Männer" oder als "Frauen" wahrnehmen können. Der Ansatz beruft sich auf die sog. interaktionistische und ethnomethodologische Schule der Soziologie der späten 60er Jahre. Sie sind stark mit Namen wie Erving Goffman, Peter L. Berger, Thomas Luckmann und Harold Garfinkel verbunden. Diese Soziologen greifen allerdings wieder auf soziologische Klassiker zurück, deren Hauptwerke schon in den der 30er Jahren des letzten Jahrhunderts erschienen. So rekurriert etwa Goffman auf den symbolischen Interaktionismus von George Herbert Mead oder Luckmann und Garfinkel auf die phänomenologische Begründung einer Soziologie des Alltags durch Alfred Schütz.

Bei Berger und Luckmann finden wir auch den expliziten Verweis auf das Frühwerk von Karl Marx. Überhaupt dürfte der Gedanke von einer primär sozialen Konstruktion der Wirklichkeit (bewusst oder unbewusst) sehr stark vom Marx inspiriert worden sein. Schon 1845 notierte er in seiner sechsten These über Feuerbach: „das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.“ Und in der achten These heißt es weiter: „Alle Mysterien ... finden ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und in dem Begreifen dieser Praxis.“¹

¹ Marx/Engels 1969, S. 6f.

In diesem Sinne ist dem interaktionistischen und ethnomethodologischen Ansatz vor allem der Gedanke eigen, dass wir uns stets in einer durch Sprache und Interaktion sozial konstruierten und „inszenierten“ Wirklichkeit bewegen. „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ lautet denn auch der Titel des Hauptwerkes von Berger und Luckmann. Und Erivng Gogman gab einem seiner bekanntesten Bücher den Titel: „Wir spielen alle nur Theater“².

Demgemäß ist auch für den Doing-Gender-Ansatz das Geschlecht keine in der Biologie der Individuen verankerte Eigenschaft mehr, sondern in erster Linie das Ergebnis interaktiver sozialer Handlungen. Dabei wird die Kategorie Geschlecht niemals "pur" inszeniert, sondern immer im Kontext mit anderen Kategorien – dem sozio-ökonomischen Hintergrund, dem professionellen Status, der ethnischen Zugehörigkeit, dem Alter, der individuellen Biographie und, entscheidend, dem situativen und kulturellen Kontext gesehen.³

Inzwischen erscheint aber auch dieser Ansatz in seinem Anspruch, Sprachverhalten und deren soziale Konstrukte als unabhängige Variable zu betrachten, nicht mehr haltbar zu sein. Sowohl die neusten Ergebnisse der Hirnforschung als auch die der Entwicklungspsychologie legen es nahe, das Verhältnis zwischen Biologie und Soziologie differenzierter zu betrachten. „Gerade im Zeitalter der Biowissenschaften wird die Genderforschung nicht umhin können, sich biologischen Fragen verstärkt zuzuwenden“ fordert deshalb auch Nicola Döring⁴.

Wir werden im folgenden zunächst den Ansatz von Deborah Tannen und seiner Rezeption in der deutschen Doing-Gender-Forschung vorstellen. Er bildet in gewisser Weise den Übergang vom Differenz- zum Doing-Gender-Ansatz und stellt in seiner Prägnanz und Pointiertheit den Dreh- und Angelpunkt aller folgenden Überlegungen dar.

Daran anschließend stellen wir die Arbeit von Doris Bischof-Köhler vor, die einige Antworten auf die Frage nach den „biologischen“ Gründen der Entstehung von Geschlechterrollen und –stereotypen gibt.

² Vgl. Berger/Luckmann 2004, Goffman 2003

³ Vgl. Kotthoff 2002

⁴ Döring 2001

4. „Bindungssprache“ der Frauen – „Berichtssprache“ der Männer - der Ansatz von Deborah Tannen

In ihrer 1991 zum ersten Mal in deutsch erschienenen populärwissenschaftlichen Studie *You Just Don't Understand. Women and Men in Conversation* (deutsch: *Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden*) vertritt sie die leicht ironische These, dass Männer und Frauen auf unterschiedlichen „Kommunikationskontinenten“ leben. Diese Kontinente sind entstanden, weil Männer und Frauen in bzw. mit ihrer Kommunikation unterschiedliche (soziale) Ziele verfolgen: bei Frauen ist es nach Tannen das Ziel der Bindung über "Intimität", bei Männern das der "Unabhängigkeit" über Status und Hierarchie.

So ist nach Tannen in der bindungsorientierten Frauensprache Intimität der Schlüssel zu einer komplexen Beziehungswelt. In ihr geht es darum, über Netzwerke von Freundschaften zu verhandeln, Unterschiede zu minimieren, nach Übereinstimmung zu streben und den Anschein von Überlegenheit dadurch zu vermeiden, dass keine Unterschiede betont werden. Gespräche sind demnach für Frauen „Verhandlungen über Nähe. Sinn von Verständigung ist die Herstellung von Gemeinschaft und Bindung zu anderen Menschen. Kommunikation dient dabei der gegenseitigen Unterstützung und Bestätigung“⁵.

Diese sog. Bindungssprache der Frauen zeichnet sich nach Tannen durch folgende Aspekte aus:

- die Metaebene (Gesprächsorganisierende Beiträge) wird oft verwandt,
- Atmosphäre und Verlauf des Gesprächs sowie die Beziehung zum Gegenüber sind mindestens ebenso wichtig wie das Ergebnis,
- es wird versucht, Konkurrenz zu vermeiden, deshalb hält man sich mit Wissen zurück und sucht so Rücksicht auf das Gegenüber zu nehmen,
- Einbringen persönlicher Aspekte,
- gemeinsame Entwicklung von Themen,
- häufiges Abschwächen der eigenen Aussagen („... oder?“, vielleicht, eigentlich, „Ich glaube ...“ etc.),
- Aufmerksamkeit durch Lächeln, Kopfnicken etc.,
- indirektes Ansprechen von Bedürfnissen und Kritik an andere.

Sarah Kraushaar führt ergänzend noch folgende Aspekte auf:

- Lexikalische Ebene: Bestimmte Nomen, Adjektive und Ausrufe, die Männer nicht benutzen, wie exotische Farbbezeichnungen, Haushaltsdinge und leere Adjektive.
- Syntaktische Ebene: Frauen benutzen mehr Frageformen und angehängte Fragepartikel, wie „ne?“ oder „gell?“ Auch zeichnet sich ihre Kommunikation durch mehr Unschärfemarkierer wie „irgendwie“ „eigentlich“, „oder so“, „finde ich“ mehr Intensivierungsmittel wie „wirklich“ und „so“ aus. Frauen benutzen insgesamt eine korrektere Grammatik, weil sie mit diesem gebildeten Sprechen ihren niedrigeren gesellschaftlichen Status aufwerten wollen.

⁵ Vgl. Mitter 2002, 11

- Stilistische Ebene: Frauen verwenden mehr höfliche Formen wie „bitte“, „danke“ und Konjunktivformen und entschuldigen sich relativ oft.⁶

In der statusorientierten Berichtssprache der Männer dagegen sind für Tannen die Unabhängigkeit und die emotionslose Darstellung von Fakten die Kerne, um die sich die Kommunikation dreht. Auch die Häufung appellativer Formeln sei hier typisch. Denn Befehle zu erteilen – so die Autorenin - ist ein primäres Mittel der Statusbegründung und die Entgegennahme von Befehlen ein Merkmal von niedrigem Status. Bei Männern überwiegt deshalb nach Tannen der eher behauptende „das ist so“-Sprachstil. Erst mal behaupten, zurücknehmen und relativieren kann man das Gesagte ja nachher immer noch. Im einzelnen zeichnet sich (nach Tannen) die sog. Status- oder Berichtssprache der Männer durch folgende Aspekte aus:

- es wird weniger von Gefühlen und persönlichen Erfahrungen dafür mehr von Fakten und deren Ursachen (Analyse) geredet,
- Appelle werden direkt ausgesprochen,
- es gibt auch relativ oft direkte Vorwürfe gegen andere und umgekehrt häufig offenes Selbstlob,
- Wissen und Wissensdarstellung werden als Mittel benutzt, Macht auszustrahlen und so den sozialen Status zu erhalten oder zu verbessern,
- häufigere und längere Wortmeldung,
- Interesse, am Ende von Gesprächen Ergebnisse/Entscheidungen/Lösungen zu erzielen,
- wenige Aufmerksamkeitssignale gegenüber anderen Rednern (z.B. durch Minimaläußerungen wie „ja“, „mhm“ etc.).

Das Ziel dieser Berichtssprache: durch Wissen und Kompetenzausstrahlung den sozialen Status zu erhöhen oder zu erhalten. Selbstdarstellung wäre so das beliebteste kommunikative Gesellschaftsspiel von Männern. Entsprechend soll auch die männliche Körpersprache eher dazu neigen, raumergreifend zu sein. Männer tendieren auch dazu, den anderen öfter direkt anzusehen und insgesamt eher „aggressiv“ aufzutreten⁷.

Diese Unterscheide in der Körperhaltung stellte Tannen nach Auswertung sehr vieler Videoaufnahmen schon bei Kindern in Kindergärten und der Grundschule fest. Als „typisch“ skizzierte sie dabei die folgenden Bilder:

⁶ Kraushaar, 12

⁷ Mitter 2002, 14

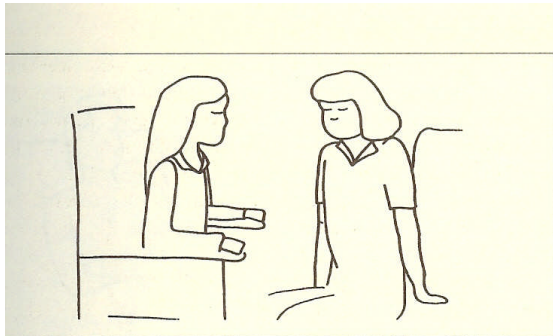


Abbildung 3.2: Zweitkläßlerinnen

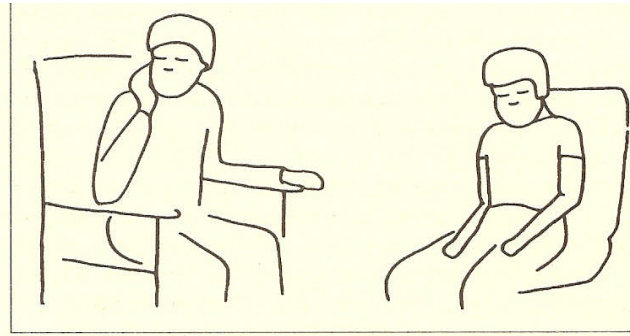


Abbildung 3.1: Zweitkläßler



Abbildung 3.4: Sechstkläßlerinnen

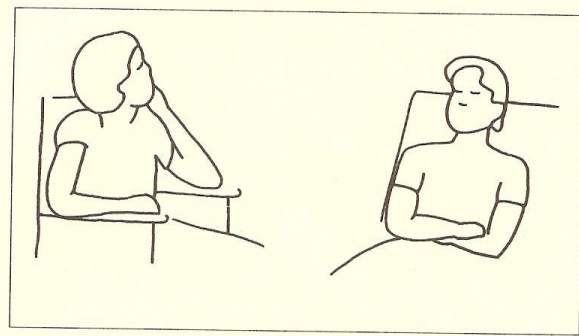


Abbildung 3.3: Sechstkläßler

(Siehe Sheldon 1990 für die genaue Beschreibung der Typen)

Abbildungen s. Tannen 1999, S. 102-105

Natürlich haben für Tannen alle Menschen ein Bedürfnis sowohl nach Intimität als auch nach Unabhängigkeit. Allerdings sind für sie Frauen eher auf ersteres, Männer mehr auf letzteres fixiert.

In der Kommunikation zwischen Männern und Frauen erzeugen diese unterschiedlichen Sprachstile nicht wenige Konflikte: So tritt bei Männern häufig ein Frühwarnsystem in Kraft, sobald sie sich von Frauen bevormundet fühlen. Vorschläge von Frauen, die mit "Wollen wir nicht", "Lasst uns" eingeleitet werden, werden von Männern häufig als Befehl aufgefasst, sie fühlen sich in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit eingeschränkt. Die Frau dagegen ist verwirrt und überrascht, da sie mit ihrer Einleitung versucht hatte, den Partner einzubeziehen, und einen Vorschlag machen wollte, keinen Befehl erteilen.

Das weibliche Frühwarnsystem wird eher in umgekehrten Fällen aktiviert: Häufig ersetzen Männer die verbindenden, eher weiblichen Einleitungen durch direktes Kundtun ihrer Vorhaben. "Ich mache jetzt...", was wohl häufig die Frage "Machst Du mit?" impliziert. Frauen fühlen sich dadurch oft ausgegrenzt und verletzt.

Ein ebenso häufiges Problem sind Kommunikationsschwierigkeiten in der Partnerschaft: Der schweigende Mann hier, die „plappernde“ Frau dort. Für Frauen ist es oft eine wichtige Art der Beziehungsfestigung, sich mit ihren Partnern über die wichtigen und unwichtigen Alltagsbegebenheiten zu unterhalten. Sie wollen von sich

erzählen und Zutritt gewährt bekommen zum Alltag ihrer Partner indem sie ihre Tagesereignisse und die damit verbundenen Gefühle mitteilen. Die private Schweigsamkeit ihrer Partner ist für sie eine Enttäuschung.

Umgekehrt ist es für die Männer oft eine Übertretung ihrer Privatsphäre wenn Frauen zuviel "bohren". Sie wollen die banalen Tageserlebnisse für sich behalten und sich damit ein Gefühl der Unabhängigkeit bewahren. Für sie geht es nicht um Beziehungsfestigung. Die Intimität der Beziehung steht für sie außer Frage durch die bloße Anwesenheit ihrer Partnerin. Sie bevorzugen zumeist das "öffentliche" Sprechen. Für sie ist die Darbietung von Anekdoten, Witzen, die Mitteilung ihrer Fähigkeiten und ihres Wissens in größeren Gruppen oft ein Mittel zur Bewahrung von Unabhängigkeit und der Statusaushandlungen.

Ein Beispiel von B. Tannen für Kommunikationsprobleme zwischen Männern und Frauen ist das Gespräch während einer Autofahrt: Die Frau fragt: "Würdest Du gern irgendwo anhalten, um was zu trinken?" Ihr Mann hatte wahrheitsgemäß mit "Nein" geantwortet und nicht angehalten. Frustriert musste er später feststellen, dass seine Frau verärgert war, weil sie gerne irgendwo Rast gemacht hätte.

Frauen neigen offenbar dazu, ihre Wünsche nicht konkret auszudrücken, sondern bringen stattdessen einen Ansatz, um auszuhandeln was allen Beteiligten gefallen könnte. Sie sind es gewohnt, die Interessen des Partners einzubeziehen und die Formulierung offen zu halten für gemeinsame Entscheidungen. Diese Art zu formulieren fordert allerdings die Sensibilität des Partners. Da Männer ihre Bedürfnisse meist sehr viel direkter und ausschließlicher kundtun (der Mann hätte vielleicht gesagt: "Ich möchte eine Kaffeepause machen!"), sind sie nicht in der Lage die Metamitteilung in der Aussage der Frau zu verstehen. Als der Mann im Beispiel festgestellt hatte, dass seine Frau verärgert war, war er frustriert, dass sie nicht einfach gesagt hatte, was sie wollte. Er empfindet diese Art als „Spielchen“ spielen.

Für die Frau dagegen stellte sich die Situation so dar, dass sie Interesse für die Bedürfnisse ihres Mannes gezeigt hatte, während er die ihren ignoriert hatte. Sie war nicht deshalb verärgert, weil sie ihren Willen nicht bekommen hatte, sondern weil er sich, wie sie es empfand, nicht dafür interessiert hatte, was sie gerne gemacht hätte.

In der Öffentlichkeit ist die Berichtssprache nach Ansicht der auf Tannen sich berufenen Autorinnen der allgemein anerkanntere und angemessene Kommunikationsstil. „Hier fühlen sich die sachbezogenen Männer wohl und suchen – stärker als Frauen – die Aufmerksamkeit anderer zu erregen, um so ihren Status auszuhandeln. In privaten Gesprächen hingegen steht der Beziehungsaspekt der Kommunikation im Vordergrund. Männer sind daher in privatem Umfeld tendenziell eher schweigsam, denn hier ist für sie ein Ort der Entspannung“⁸

⁸ Mitter 2002, 15

5. Empirische Untersuchungen zur „Männer- und Frauensprache“

Diese sehr plausiblen Aussagen von Deborah Tannen berufen sich zwar auf empirische Belege. Sie sind aber eher plakativ und populärwissenschaftlich formuliert. So ist es nicht zufällig, dass sie den Ausgangspunkt vieler weiterer empirischer Untersuchungen bildeten, die das Bild von Tannen z.T. differenzierter darstellten.

Karsta Frank z.B. unternahm eine kritische Metanalyse der ihr zugänglichen Arbeiten zum Thema. Sie konzentrierte sich in ihrer Analyse auf die schon bei Tannen relevanten Faktoren der Redezeit, Unterbrechungen, Bestätigungen, Themenkontrolle, Auftritte in der Öffentlichkeit, Kritik und Körpersprache.

Sie kam dabei zu folgenden Ergebnissen:

- Redezeit: „Die Annahme, dass Männer mehr Redezeit als Frauen beanspruchen, häufiger das Wort haben und längere Beiträge machen, ist in dieser Pauschalität nicht gerechtfertigt.“ Es hängt von der Situation, dem Thema und dem (zugewiesenen) Expertenstatus ab. Mit hoher Wahrscheinlichkeit tritt kein asymmetrisches Verhältnis auf, wenn das Thema „weiblich“ ist und die Frau einen höheren Status besitzt als der Mann.
- Unterbrechungen: Die Behauptung, dass „Frauen (...) ihre Themen gegenüber Männern durch Unterbrechungen viel schlechter durchsetzen (können) als umgekehrt die Männer“, wird von der Autorin nicht bestätigt. Zwei der von ihr betrachteten Untersuchungen belegen, dass Frauen genauso gut die Unterbrechung ihrer Beiträge rückgängig machen können und erfolgreicher sind, Unterbrechungen als Mittel der Themenkontrolle einzusetzen. Jedoch hat ihre Metaanalyse die These bestätigt, dass Frauen tendenziell in gegengeschlechtlichen Gesprächen mehr unterbrochen werden als umgekehrt.
- Bestätigungen: Frauen gaben Männern mehr Minimalbestätigungen, wohingegen Männer verspätete Minimalbestätigungen gaben. Jedoch konnten bei der Untersuchung nicht alle Gesprächstypen berücksichtigt werden, vor allem größere Gesprächsrunden sind in den Untersuchungen nicht berücksichtigt. Die Autorin stellt jedoch eine hohe Variationsweite bei den Ergebnissen der Männern fest. In diesem Punkt scheint weniger das Geschlecht ausschlaggebend als individuelle Faktoren.⁹
- Themenkontrolle: Die von Frank ausgewerteten Gesprächsanalysen unterstützen die These, dass Männer in stärkerem Maße Themenkontrolle gegenüber Frauen ausüben als umgekehrt. Dies bezieht sich auf Gespräche in TV-Diskussionen, in Gesprächen mit statusgleichen Situationen, in Situationen, wo der Mann einen höheren Status vertritt und mit „weiblichen“ und neutralen Themen. In diesen Fällen wurde konsistent beobachtet, dass der Mann die vorausgegangene thematische Ausrichtung der Diskussion missachtet.
- Auftritte in der Öffentlichkeit: Offenbar werden (offizielle) öffentliche Äußerungen von Frauen, von Männern **und** Frauen kritischer beurteilt als die von Männern.

⁹ Busack, 16

- Kritik: Hier sind Unterschiede zwischen Männern und Frauen signifikant.
 - Zunächst einmal fällt statistisch auf, dass der weibliche Kommunikationsstil auch im alltäglichen privaten Umfeld einen relativ häufigen Gebrauch von Abschwächungspartikeln (wie dem Konjunktiv „Ich würde sagen,“ oder „Ich könnte....“, Partikeln wie: „ein bisschen“, „irgendwie“, „vielleicht“, „eigentlich“) und Entschuldigungen aufweist. Hinzu kommen häufige Anhängsel, die eine Aussage in eine Frage umwandeln („Das ist doch wahr, oder?“). Auch wenn Frauen sich einer Sache ganz sicher sind, verwenden sie oft Formulierungen wie: „Ich denke..., ich meine...., ich glaube...“. Männer greifen dagegen öfter zu kategorischen und behauptenden Aussagen. Sie wirken so nicht selten glaubwürdiger und sicherer¹⁰.
 - Ein signifikanter Unterschied liegt auch bei den antagonistischen Äußerungen vor. Männer produzierten proportional zweimal so viele antagonistische Beiträge wie Frauen. Sie widersprachen dem Gesprächspartner und forderten ihn explizit heraus. „In formellen öffentlichen Zusammenhängen führen offene Widerrede und Herausforderung selten zur weiteren Diskussion und zur Exploration einer Gegenposition. Statt dessen wird eine oppositionelle konfrontative Struktur aufgebaut in der die Sprecher Gegner sind. Innerhalb eines solchen Rahmens ist kein Raum für eine gütige Vertiefung der Thematik.“¹¹ Wenn Frauen sich kritisch äußerten, war Kritik immer erwünscht oder sie wurde erwartet.
- Körpersprache: Als besonders typisch für den männlichen Kommunikationsstil gilt die raumeinnehmende Körperhaltung. Auch hier liegt ein deutlicher Unterschied zu Frauen vor. Sie stehen oft breitbeinig, mit festen Stand, in die Hüften gestemmt, weit abgewinkelten Armen und scharf nach außen gerichteten Ellenbogen. Diese Haltung wird in der Regel als dominierend, kampfbereit und gespannt aggressiv empfunden¹². Im Gegensatz dazu ist die Körperhaltung der Frau eher schmal, zusammengezogen und „ellenbogenlos“. Frauen halten die Arme eher am Körper und die Beine zusammen oder überkreuzt. Dies setzt eine ständige Muskelspannung voraus. Frauen beanspruchen generell weniger Raum. Sie benötigen zudem geringere Interaktionsabstände in gleichgeschlechtlichen Gesprächen. Je emotionaler die Beziehung zum Gesprächspartner ist, desto geringer ist der Abstand. „Gegenüber unbekanntem Menschen wahren Frauen die größte Distanz, wobei Männern gegenüber deutlich größere Abstände eingehalten werden als gegenüber Frauen.“

¹⁰ Busack, 23f.

¹¹ Holmes, 97

¹² Mühlen-Achs, 64

Fazit

Fasst man die Ergebnisse dieser Forschungen zum Thema Männer-Sprache/Frauensprache zusammen, so ergeben sich folgende Tendenzen:

- Tatsächlich scheint es so zu sein, dass sich die von Deborah Tannen festgestellten geschlechtsspezifischen Unterschiede zwischen „Bindungs“- und „Berichtssprache“ bei Minimalbestätigungen, Auftritte in der Öffentlichkeit, Themenkontrolle, Umgang mit Kritik und Körpersprache bis in den Mikrokosmos konkreter Interaktionen hinein niederschlagen.
- Diese Unterschiede scheinen bei „Unterbrechungen“ und Redezeit nicht generell, sondern nur situativ zu gelten. Mit diesem Mittel arbeiten beide Geschlechter in etwa gleich häufig – wenn auch in unterschiedlicher Form.

Diese Ergebnisse gelten heute als gesichert. Unterschiede gibt es in der Beantwortung der Frage, worauf sie zurückzuführen sind.

Viele Autorinnen teilen die von D. Tannen favorisierte These, dass die unterschiedlichen sozialen Ziele, die Männer und Frauen mit ihren Kommunikationsbeiträgen (in der Regel unbewusst) verfolgen, diese Unterschiede provozieren:

- Frauen scheint demnach der Aufbau und Erhalt von Beziehungen das wichtigste bzw. ein viel wichtigeres Ziel zu sein als Männern. Deshalb geben sie mehr Bestätigungen, geben sie in Gesprächen öfter nach, formulieren Kritik vorsichtiger und halten sich körpersprachlich mehr zurück.
- Männer hingegen benutzen Sprache oftmals um Aufmerksamkeit zu erlangen oder zu behalten und um eine Art Kampf- oder Konkurrenzbereitschaft zu zeigen. Sie fühlen sich in größeren Gruppen, in denen man sich behaupten muss, zumeist wohler als Frauen..¹³

Der Doing-Gender Ansatz dagegen macht nicht diese geschlechtsbedingten Ziele, sondern sog. Stereotype für die genannten Unterschiede verantwortlich.

¹³ Holmes, 97

6. Die Relevanz von Stereotypen – der Ansatz von Anja Gottburgsen

In ihrem im Jahre 2000 publizierten Werk „Stereotype Muster des sprachlichen doing gender – Eine empirische Untersuchung“ legte die Linguistin Anja Gottburgsen den bislang wohl gründlichsten Versuch vor, den doing-gender-Ansatz in Bezug auf Sprache theoretisch und empirisch zu fundieren.

Für sie konnte bislang kein einziges sprachliches Mittel nachgewiesen werden, dass kontextunabhängig häufiger oder seltener von Frauen als von Männern gebraucht wird¹⁴. Ob ein Text von einem Mann oder von einer Frau stammt, lässt sich demnach weder von menschlichen Urteilenden noch von entsprechender Sprachanalyse-Software sicher zuordnen¹⁵.

Geschlechtsspezifisches Kommunikationsverhalten ist dennoch auch für Frau Gottburgsen kein reiner Mythos. Vielmehr scheinen bei der Sprachproduktion und Sprachrezeption kontextspezifisch durchaus bestimmte Geschlechtseffekte nachweisbar zu sein. Sie sind jedoch für sie nicht eindimensional von dem biologischen Sprecher-Geschlecht ableitbar, sondern auch Produkt komplexer psycho-sozialer Prozesse. Dabei spielen für Anja Gottburgsen vor allem **stereotype Vorstellungen** darüber, wie Männer und Frauen sprechen, eine wichtige Rolle.

Kritisch hält sie allerdings fest, dass der Geschlechts-Stereotyp-Begriff in der linguistischen Forschung bislang unklar verwandt und mangelhaft betrachtet wurde. Gottburgsen entwickelte deshalb in einer Studie mit Studenten der Sprachwissenschaft insgesamt 97 Merkmale, die als wichtig für Unterschiede im Sprachverhalten von Männern und Frauen angesehen wurden. Gesprächsverhalten, nonverbales Verhalten sowie Phonologie waren dabei die drei am stärksten vertretenen Ebenen.

Diese Stereotypen überprüfte sie dann bei Studierenden der Wirtschaftswissenschaften.

Es zeigte sich, dass die Befragungspersonen unabhängig von ihrem eigenen Geschlecht und ihrer Geschlechtsrollenorientierung auf den genannten drei Ebenen stereotype Erwartungen in Bezug auf das Kommunikationsverhalten von Männern und Frauen hatten. Dass sich z.B. Männer häufig über Sport und Politik unterhalten, während Frauen gefühlsorientiert sprechen und gerne über Abende reden, waren die prägnantesten Merkmale auf der Ebene des Gesprächsverhaltens.

Kritisch ist gegen die Arbeit von Anja Gottburgsen zweierlei einzuwenden:

- zum einen, dass sie uns mit den gefundenen Stereotypen eigentlich nichts Neues zu sagen hat. Dass es sie gibt, haben wir wohl auch schon vorher gewusst. Und das sie sozio-kulturell geprägt sind, ebenfalls. So verweist z.B. auch Deborah Tannen darauf, dass „Indirektheit“ in der Kommunikation, wohl nur in der westlichen bzw. in der amerikanischen Kultur als „typisch weiblich“ gilt. In Japan dagegen entspricht sie der allgemeinen Kommunikationsnorm.¹⁶

¹⁴ Gottburgsen 2000, 25

¹⁵ Gottburgsen 2000, 48

¹⁶ Tannen 1999

- Zum anderen, dass sie das „auch“ der sozial geprägten Stereotypen, also die Tatsache, dass sie zur Bildung geschlechtsspezifischer Sprachformen eine wichtige Rolle spielen, im Verlaufe ihrer Arbeit unter der Hand zum „nur“ umwandelt. Am Ende der Arbeit von Frau Gottburgsen dominiert nämlich der Eindruck, soziale Stereotypen stellen das ausschließliche Mittel der Produktion und Reproduktion sprachlicher Geschlechterrollen dar. Ihr Vorwurf der Eindimensionalität, den sie gegen sozio-funktionsorientierten und biologischen Modellvorstellungen erhebt – trifft sie deshalb selbst.

So vermerkt denn auch Nicola Döring in ihrer ansonsten sehr wohlwollenden Gottburgsen-Rezension, dass gerade im Zeitalter der Biowissenschaften die Genderforschung nicht umhin kann, sich biologischen Fragen verstärkt zuzuwenden – ohne dabei wieder in ideologische Denkweisen zu verfallen.

7. „Von Natur aus anders“ – der Ansatz von Doris Bischof-Köhler

Vor allem die Arbeit von Doris Bischof-Köhler ragt hier durch ihre Gründlichkeit und Differenziertheit heraus.

Doris Bischof Köhler ist der Ansicht, dass Sprache höchstens eine sekundäre, nicht aber - wie der sog. ethnomethodologische Ansatz betont - eine primäre Rolle bei der Tradierung geschlechtlicher Rollenbilder spielt. Entsprechend geht sie nicht davon aus, dass die Geschlechter von Geburt aus gleich und nur durch die Erziehung und Kommunikation mit unterschiedlichen Rollenbildern versehen werden.

So stellt sie schon bei kleinen Babies „feinschlägige Unterschiede in der Art und Weise“ fest, „wie die Babies mit Spielsachen umgingen, wie sie diese manipulieren und untersuchten und wofür sie sich besonders interessierten. Auch in der Interaktion mit der Mutter und in der Reaktion auf eine kurzfristige Trennung von ihr unterschieden sich die Geschlechter.“¹⁷

Köhler unterstützt diese These nun dadurch, dass sie auf Untersuchungen verweist, die die elterliche Konditionierung und das Lernen am Modell bei der Aneignung kindlicher Geschlechtsrollen relativieren. Diese Untersuchungen sollen hier nicht im einzelnen aufgeführt werden. Interessant sind in unserem Zusammenhang aber zumindest folgende Erkenntnisse:

1. Geschlechtsspezifische Stereotype werden von dem Augenblick an geäußert, wo das Kind sich des eigenen Geschlechts bewusst ist (also ab dem Alter von 3-4 Jahren) und sie scheinen relativ unabhängig von selbst erlebten Rollenbildern zu sein. So unterschieden sich die Stereotypen von 5-Jährigen faktisch nicht von denen Erwachsener. Die Kinder charakterisierten in Spontaninterviews Männer als aktiver, stärker, aggressiver, furchtloser, eher geneigt, zu strafen, weniger zärtlich und weniger fürsorglich. Die Rolle der Frauen sahen die befragten Kinder dagegen im häuslichen Bereich. Diese den

¹⁷ Bischof-Köhler 2002, 9

traditionellen Rollenvorstellungen verhaftete Stereotypisierung stellte sich interessanterweise ziemlich unabhängig von der eigenen Familienerfahrung ein. „Sie zeigt sich nämlich auch bei Kindern, deren Mutter berufstätig ist, deren Vater i.R. eines elterlichen Rollentausches als Hausmann wirkt, und ebenso bei Kindern, die vom Vater nie gestraft werden, oder die“ ohne Vater aufwuchsen. Auch die Schichtzugehörigkeit war hier nicht wichtig¹⁸ Das gilt übrigens auch für Berufsrollen. Ähnliches wurde in Kindergärten beobachtet: Die Jungen raufften lieber, transportierten größere Baumaterialien und bauten mit diesen. Die Mädchen bevorzugten Puppen, verkleideten sich gern und malten und bastelten viel. Wie sich zeigte, beruhten diese Unterschiede nicht auf unterschiedlichen Verstärkerinterventionen der Erzieherinnen. Diese belohnten nämlich eher feminines Verhalten. Typisch jungenhaftes Verhalten wie Aggression, wildes Spiel etc. wurde nicht verstärkt. „Das hielt die Jungen aber keineswegs davon ab, Präferenzen gerade für diese Aktivitäten auszubilden.“¹⁹

2. Es gibt geschlechtsspezifische Präferenzen lange bevor das Sprachvermögen und das Bewusstsein der eigenen Geschlechtszugehörigkeit einsetzen: „Jungen betätigen sich schon als Einjährige lieber grobmotorisch, benutzen Spielsachen auch einmal zum herumwerfen oder dazu, andere zu verhauen. Sie bekunden eine ausgeprägte Vorliebe für Transportmittel sowie Nichtspielsachen, wie etwa Türklinken, Steckdosen und Videogeräte, die sie hingebungsvoll manipulieren. Und das machten die Jungen, obgleich die anwesenden Väter ihnen das verboten hatten. Mädchen dagegen spielen lieber mit Plüschtieren und Puppen sowie Puppengeschirr und zeigen mehr feinmotorisches Geschick.“²⁰ Jungen z.B. haben weltweit die Tendenz, sich spielerisch zu „Raufen“. Etwas, mit dem Mädchen (weltweit) in der Regel nichts anfangen können. Das andere Geschlecht wird also zumeist gemieden, weil man mit dessen Spielen nichts anfangen kann. „Dabei ist aber nicht zu vergessen, dass die Toleranz von kleinen Buben für Mädchen größer ist als umgekehrt, die Mädchen werden also nicht ausgeschlossen“, sondern sondern sich aus eigenem Entschluss ab²¹.
3. Zwar gibt es zwischen Vätern und Müttern unterschiedliche Erziehungsstile (explorativ-riskant einerseits und behütend-vorsichtig andererseits), auch gehen sie unterschiedlich mit Jungen und Mädchen um. Aber dieses Verhalten wird von diesen selbst sehr stark mit-erzeugt: Bei Entwicklungspsychologen setzt sich heute mehr und mehr die Ansicht durch, dass die unterschiedliche Art, wie Eltern ihre Jungen und Mädchen behandeln, von diesen selbst (mit-)verursacht wird. Längsstudien zeigen, dass sich Mütter in den ersten drei Wochen häufiger dem Jungen zuwenden, ab dem dritten Monat dreht sich das Verhältnis um. Die Gründe dürften neuronal-biologischer Natur sein: Jungen sind in den ersten Wochen unausgeglichener und schwieriger zu beruhigen als Mädchen, sie schlafen auch weniger. Dadurch fordern sie generell mehr Aufmerksamkeit, ohne den Müttern aber immer zurückzumelden, dass sich ihre Anstrengung gelohnt habe. Mädchen dagegen verhalten sich ´belohnender´, schlafen mehr, lassen sich leichter

¹⁸ Bischof-Köhler 2002,78

¹⁹ Bischof-Köhler 2002, 46

²⁰ Bischof-Köhler 2002, 81

²¹ Bischof-Köhler 2002, 92

beruhigen, sind ´lieb´ und ´lächelten´ die Mütter öfter an. Durch sie erhalten Mütter also öfter ein positives Feedback und werden in ihren Bemühungen bekräftigt.²² D.h. nicht, dass mit 6-monatigen Mädchen seltener gelacht wurde. Es geschah nur seltener in Form einer Spiegelung. Auch fiel jetzt auf, dass Emotionsausdrücke bei Jungen von den Müttern immer noch direkt gespiegelt wurden, während die Reaktionen auf Mädchen variabler geworden waren. „Die Autorinnen nehmen an, dass sich Mütter bei Jungen deshalb darauf beschränken, nur positive Emotionen zu spiegeln, weil sie auf deren emotionale Labilität Rücksicht nehmen.“ In diesen Zusammenhang passt vielleicht auch die Aussage von Martin Spiewak in der ZEIT vom 06.06.2007 in seinem Artikel über „Die Krise der kleinen Männer“: „Statistisch gesehen, müssen sich Eltern auf Ärger einstellen, wenn es bei der Geburt heißt: ´Es ist ein Junge.´ Denn egal, ob Schreibabys oder Zappelphilipps, Legastheniker oder Computerjunkies, Söhne beschäftigen die pädagogischen Beratungsstellen weit stärker als Töchter.“²³

4. Jungen und Mädchen provozieren nicht nur unterschiedliches Verhalten bei den Eltern, sie antworten auch unterschiedlich auf dasselbe Verhalten: So fördert z.B. einengende Erziehung bei Jungen eher aggressives Verhalten, bei Mädchen dagegen eher Überangepasstheit²⁴.

Bischof-Köhler kommt so zu dem Ergebnis, dass man „wohl mit geschlechtstypischen Prädispositionen im nonverbalen Kontaktverhalten rechnen“ muss. Diese werden nach Maßgabe des jeweiligen kulturellen Ideals über männliche und weibliche Gefühlsäußerungen von der Sozialisation aufgegriffen und bearbeitet. „Dabei werden in der Regel dem weiblichen Geschlecht stereotypengemäß die höhere Expressivität zugestanden, während Männer sich im Emotionsausdruck ... zurückhalten müssten. Zu Beginn des Lebens seien die Verhältnisse interessanterweise aber eher umgekehrt, Mädchen verfügten über die bessere Emotionskontrolle, und der Erziehungsaufwand, aus der vergleichsweise höheren emotionalen Labilität der kleinen Jungen die emotionale Zurückhaltung der Männer zu sozialisieren, dürfte umso erheblicher sein.“²⁵

Die Gründe für diese unterschiedlichen genetischen Dispositionen sieht Bischof-Köhler in einem biologisch verankerten evolutionären Erbe:

„Wer ständig gegen eine Phalanx von Rivalen anzukämpfen hat, der schafft das nur, wenn es längst seine Natur geworden ist, keine noch so geringe Chance auszulassen und ständig ´am Ball´ zu bleiben. Die Neigung zu verhaltener Umsicht wird deshalb seltener im Genom von Männchen vertreten sein als unbedenkliches Draufgängertum.“²⁶

Das gilt übrigens auch für die typisch männliche Fähigkeit, einerseits Misserfolge durch Referenz auf externe Faktoren zu relativieren und andererseits Erfolge immer dem eigenem Tun zuzuschreiben. Für Frau Köhler haben wir es hier wahrscheinlich mit einer der wichtigsten und bislang in ihrer Bedeutung noch am wenigsten gewürdigten Problemquellen zu tun, die unter den modernen Berufsbedingungen die Chancengleichheit der Geschlechter beeinträchtigt.²⁷

²² Bischof-Köhler 2002, 98

²³ Spiewak 2007, S. 37

²⁴ Bischof-Köhler 2002, 101

²⁵ Bischof-Köhler 2002, 101

²⁶ Bischof-Köhler 2002 124f.

²⁷ Bischof-Köhler 2002, 125

8. Folgerungen für die eigene Kommunikation

Was folgt nun aus dem Gesagten für das eigene Kommunikationsverhalten mit Kunden/Kundinnen sowie mit Kolleginnen und Kollegen?

Entscheidend scheinen für uns fünf Punkte zu sein:

- Zum Ersten zu akzeptieren, dass es von der Natur gegebene geschlechtliche Unterschiede gibt, die sich auch in unterschiedlichen Geschlechtsstereotypen niederschlagen. Entwicklungspsychologen gehen heute davon aus, dass dies für Kinder nötig ist, um eine feste eigene Geschlechtsidentität zu entwickeln. „Die klare Vorstellung von der Geschlechterdifferenz und der eigenen Zugehörigkeit ist offenbar eine gute Basis für einen späteren freien Umgang mit Stereotypen.“²⁸
- Zum Zweiten die eigenen und fremden geschlechtsbedingten Wahrnehmungs- und Zuschreibungsstereotypen zu erkennen und – wenn nicht zu ändern – so doch reflektierter mit ihnen umzugehen. Wie nehme ich als Mann die Kundin und Kollegin wahr und wie beeinflusse ich durch diese Wahrnehmung ihr Verhalten – und umgekehrt: Wie nehme ich als Frau den Kunden und den Kollegen wahr und wie beeinflusse ich durch diese Wahrnehmung sein Verhalten? Das könnten die Leitfragen für einen bewussteren und rücksichtsvolleren Umgang miteinander sein, der weniger Konflikte untereinander erzeugt.
- Zum Dritten sich die positiven und negativen Folgen der geschlechtlich unterschiedlichen Kommunikationsstile klar zu machen. Es kann nicht darum gehen, den einen oder anderen per sé als gut oder schlecht, besser oder schlechter zu titulieren. Verständnis für einander führt uns eher zueinander.
- Zum Vierten sich der eigenen geschlechtsbedingten Verhaltens- und Kommunikationsmuster bewusst zu werden und dabei
 - zu erkennen, dass diese Verhaltensmuster in der Regel nicht (bewusst) eingesetzt werden, um das andere Geschlecht einzuschüchtern, zu verunsichern oder zu bekämpfen und sich weiter
 - zu fragen, ob und inwiefern man diese eigenen Kommunikationsmuster und -stereotypen ändern will und kann. Gerade als Homo sapiens sapiens sind wir in der privilegierten Lage, sehr viele unserer sog. angeborenen Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster zu ändern. Die inzwischen sehr viel moderater klingende Alice Schwarzer schreibt dazu, die „meisten weiblichen Menschen sind emotionaler und die meisten männlichen Menschen rationaler als das jeweils andere Geschlecht. ... Doch das heißt nicht, dass wir es jeweils ausschließlich sind – und es heißt schon gar nicht, dass wir es bleiben müssen.“ Wir müssen es nur – und hier würden wir Frau Schwarzer gern ergänzen - a) wollen, b) den damit verbundenen z.T. sehr hohen Energieaufwand für sinnvoll halten und c) die damit verbundenen sozialen und psychologischen Risiken einkalkulieren.

²⁸ Strassmann 2007, S. 30

- Zum Fünften die Grenzen dessen zu klären und klar zu markieren, was man in der Kommunikation als geschlechtlich diskriminierend und verletzend empfindet. Diese Grenzen der „Freundlichkeit“ sollte man dann auch gegenüber Kunden klar kommunizieren können und dürfen.

9. Literatur

- Berger/Luckmann 2004: Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M 2004.
- Bischof-Köhler 2002: Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders – Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart 2002
- Busack 2002: Kerstin Busack: Geschlechtsspezifische Kommunikation. Hauptseminararbeit. Hildesheim 2002
- Döring 2001: Claudia Döring: Fluchen und Flamen, um ein Mann zu sein? Die Verknüpfung von Geschlecht und Sprache durch Vorurteile.
- Goffman 2003: Erving Goffman: Wir spielen alle nur Theater. München 2003.
- Gottburgsen 2000: Anja Gottburgsen: Stereotype Muster des sprachlichen doing gender. Eine empirische Untersuchung. 2000
- Kotthoff 2002: Helga Kotthoff: Was heißt eigentlich doing gender? In: Wiener Slawistischer Almanach. Sonderband 55. Wien 2002.
- Marx/Engels 1969: Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Band 3. Berlin 1969.
- Mitter 2002: Esra Mitter: Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Kommunikation. Hauptseminararbeit. Marburg 2002.
- Schwarzer 2007: Alice Schwarzer :Die Antwort. Köln 2007.
- Spiewak 2007: Martin Spiewak: „Die Krise der kleinen Männer – Jungen sind die neuen Sorgenkinder des Bildungssystems. In: DIE ZEIT, Nr. 24/06.06.2007, S. 37-38.
- Strassmann 2007: Burkhard Strassmann: Woher haben sie das? In: DIE ZEIT Nr. 27, 28.06.2007, S. 20-30.
- Tannen 1999: Deborah Tannen: Andere Worte, andere Welten – Kommunikation zwischen Frauen und Männern. München 1999
- Tannen 2002: Job Talk – Wie Männer und Frauen am Arbeitsplatz miteinander reden. München 2002.
- Tannen 2004: Deborah Tannen: Du kannst mich einfach nicht verstehen – Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. München 2004.